

JÖRN LEONHARD
ULRIKE VON HIRSCHHAUSEN
(Leitung)

Nation-building und nationale Identitäten im 19.
Jahrhundert: West- und Osteuropa im Vergleich

Eine Welt – Eine Geschichte?

43. Deutscher Historikertag in Aachen
26. bis 29. September 2000

Berichtsband

Herausgegeben im Auftrag des
Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V.

von

Max Kerner
in Zusammenarbeit mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern
des Aachener Organisationsbüros

Oldenbourg Wissenschaftsverlag
München 2001

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Eine Welt – Eine Geschichte? / 43. Deutscher Historikertag in Aachen, 26. bis 29. September 2000; Berichtsband / hrsg. im Auftr. des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. von Max Kerner – Aachen: Oldenbourg-Wiss.-Verl., 2001
ISBN 3-486-56614-8

© 2001 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München

Für den Inhalt und die orthographische Gestaltung (alte/neue Rechtschreibung) zeichnen die Autorinnen und Autoren verantwortlich.

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf

Redaktion, Layout und Satz: Organisationsbüro 43. Deutscher Historikertag, Aachen

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe Druckerei GmbH, München

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht)

ISBN 3-486-56614-8

Nation-building und nationale Identitäten im 19. Jahrhundert: West- und Osteuropa im Vergleich

Leitung: *Jörn Leonhard, Oxford; Ulrike von Hirschhausen, Riga*

Stefan Berger, Glamorgan

Britischer und deutscher Nationalismus im Vergleich: Probleme und Perspektiven

Robert Evans, Oxford

Der ungarische Nationalismus im internationalen Vergleich

Jiří Kořalka, Prag

Von der ständisch-territorialen Verfassung zur Nation: Nationsbildung und nationale Identität in der tschechischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts

Andreas Renner, Bielefeld

Nationalismus und Diskurs: Zur Konstruktion nationaler Identität im Russländischen Zarenreich nach 1855

Einleitung

„Eine Welt – eine Geschichte?“ – dem Leitmotiv des 43. Historikertages kam für die Sektion „*Nation-building und nationale Identitäten im 19. Jahrhundert: West- und Osteuropa im Vergleich*“ besondere Aktualität zu. Denn das gesamteuropäische Phänomen des Nationalismus, ein Deutungsmuster, das zur Zeit eine unverhoffte Renaissance erlebt, wurde bisher fast ausschließlich „getrennt“ untersucht, also entweder als westliche oder als östliche Geschichte. Erleben wir im westlichen Europa zur Zeit einen supranationalen Integrationsprozeß, so sind im östlichen Europa dagegen *Nation* und *Nationalismus* zu jenen Leitbildern avanciert, die das entstandene Vakuum an Identifikationsangeboten zu füllen scheinen. Beide Entwicklungen haben eine intensive Diskussion über Bedeutung und Reichweite nationalstaatlicher Strukturen angestoßen, die ohne den Rückgriff auf deren historische Wurzeln nicht auskommt.

Hat die lange Zeit wirksame Tradition des Historismus dazu geführt, daß komparative Ansätze in Deutschland erst seit den 1980 Jahren allmählich realisiert wurden, so dominierte dabei meist der Vergleich innerhalb Westeuropas. Doch die unterschiedlichen Ausprägungen der Nation als Deutungsmuster in West- und Osteuropa provozierten gerade dazu, die Chancen des systematischen Vergleichs wahrzunehmen, nicht zuletzt, um das „*Möglichkeitsbewußtsein des Historikers*“ (Jürgen Kocka/Heinz-Gerhard Haupt) zu verstärken.

Die Nationalbewegungen des späten 18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts verwiesen, zumal vor dem Hintergrund des durch die Französische und die Amerikanische Revolution erstmals formulierten neuen Nationsbegriffs, auf Defizite nationaler Existenz. Diese Defizite konnten sich verschieden äußern: als fehlende politische Eigenständigkeit in Form der staatslosen Nationen, als mangelnde politische Partizipation, ökonomische Deprivation oder als beschränkte kulturelle Artikulation. Zugleich aber standen die Prozesse des *nation-building* im Zusammenhang mit anderen kollektiven Orientierungsmerkmalen: Sprache, Ethnie, Konfession, Region, Klasse, Geschlecht, kulturelle Tradition, Erinnerung. Dieser Zusammenhang konnte sich als Konkurrenz oder als Zusammenwirken solcher Merkmale äußern.

Nation-building und Nation wurden lange Zeit vor allem unter funktionalistischen Gesichtspunkten untersucht. Heute erscheinen Nationen eher als das Ergebnis kollektiver Sinnstiftung,

als *imagined communities* (Benedict Anderson). Erst die Konstruktion und dauernde Vergegenwärtigung der jeweils eigenen Vergangenheit – in Ritualen, Symbolen, Monumenten und Diskursen – vermag die Nation als Loyalitätsmuster zu manifestieren, ein Prozeß, der in der angelsächsischen Forschung unter dem Stichwort *invention of tradition* (Eric Hobsbawm / Terence Ranger) firmiert. Entgegen dieser einflußreichen Sichtweise wird jedoch zunehmend auf die ethnischen Wurzeln der Nation verwiesen, ein Argument, das dazu führt, Nationen als ethnische Gemeinschaften (Anthony Smith) bereits in der Vormoderne zu verorten. Zugleich stellt sich die Frage, inwieweit vorhandene Ost-West-Typologien heute noch haltbar sind. Lösen sich vormalige Ost-West-Dichotomien wie Hans Kohns Unterscheidung von westlichem und nicht-westlichem Nationalismus oder die von Theodor Schieder entwickelte Typologie von Erscheinungsformen des Nationalstaats in Europa nicht vielmehr auf?

Die Sektion verstand sich weniger als Forum für einen systematischen Vergleich, sondern vielmehr als Gelegenheit, symptomatisch Denkanstöße in vergleichender Perspektive anzubieten. Dem diente auch der Katalog von Leitfragen, der den einzelnen Referaten vorangestellt wurde: Darin ging es u.a. um die Periodisierung nationaler Identitäten, um den Gestaltwandel des Nationalismus zwischen Inklusion und Exklusion, um Sozialprofile, Medien und Codes sowie die verschiedenen innergesellschaftlichen Nationalismusdeutungen, um die Rolle des Staates und die Bedeutung konkurrierender Deutungsangebote wie Regionalismus und Lokalismus. Gefragt wurde auch nach den spezifischen Differenzen zwischen „großen“ und „kleinen“ Nationen, der Bedeutung von Grenzräumen und multinationalen Räumen sowie dem Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie in multiethnischen Reichen.

Stefan Berger, Glamorgan

Britischer und deutscher Nationalismus im Vergleich. Probleme und Perspektiven

Gängige Vorstellungen der Nationalismusforschung, die in Großbritannien den Exponenten eines aufgeklärt-politischen Nationsverständnisses sehen, Deutschland dagegen der Kategorie integralistisch-ethnischer Nationsentwürfe zuordnen, stellt gerade der historische Langzeitvergleich in Frage. Denn immer wieder fallen hinsichtlich der Konstruktion nationaler Identitätsmuster die Parallelen ins Auge: Ebenso wie das deutsche Kaiserreich war auch das spätviktorianische England von einer Allianz aristokratischen Militarismus und liberalen Imperialismus geprägt. Auch die Argumente für einen spezifisch deutschen Konstitutionalismus mit starker Exekutive fanden ihre spiegelbildliche Entsprechung in der britischen Forderung nach einer Reduzierung parlamentarischer Macht, die für den Erhalt des Empires unabdingbar sei. Ebenso lassen sich in beiden Ländern integralistisch-ethnische Nationsmythen nachweisen. Suchte das deutsche Bürgertum sich zunehmend Frankreich zum notwendigen Feindbild, so war es in England vor allem das russische Reich, das als imperiale Konkurrenz die entsprechende Negativfolie abgab. Nicht zuletzt waren britische ebenso wie deutsche Nationskonzepte aufs Engste mit Vorstellungen spezifischer Geschlechterrollen verknüpft.

Bei aller Betonung weitreichender Parallelen im Versuch nationaler Sinnstiftung ist indes unübersehbar, daß Vorstellungen von Parlamentarismus und Interessenpluralismus in Großbritannien, anders als in Deutschland, ein integraler Bestandteil kollektiver Sinnstiftungsprozesse waren. Die Nation als historischer Mythos (Roland Barthes) rekurierte wesentlich auf Begriffe wie ‚Freiheit‘, ‚Parlamentarismus‘, ‚Monarchie‘ und ‚Empire‘. Im 20. Jahrhundert kamen dann die labour party und der als ‚people’s war‘ (Angus Calder) mythisch umrankte Zweite Weltkrieg als Bindeglied der krisengeschüttelten britischen Gesellschaft dazu. Auch wenn unter all diesen Begriffen oft ganz verschiedene verstanden wurden, so blieb die Begrifflichkeit doch für weite Teile der Nation verbindliches Legitimationsmuster. Der multinationale Charakter Großbritanniens hingegen blieb lange Zeit ausgeblendet.

Für die lange Stabilität und Verbindlichkeit dieser nationalen Diskurse haben die frühe Nationalstaatsbildung sowie die vorhandenen staatlichen Grenzen eine entscheidende Rolle gespielt. Gerade hier ist der Gegensatz zu Deutschland unübersehbar. Die Kontinuität kollektiver Sinnstiftungsprozesse in Großbritannien kontrastiert auffällig mit der vielfachen Brechung nationaler Identitätskonstruktionen in Deutschland. Dabei stehen die Jahreszahlen 1813/15, 1848, 1871, 1918, 1933 emblematisch für eine Vielzahl von Vernarbungen auf der langen und insgesamt wenig erfolgreichen Suche nach allgemein verbindlichen nationalen Loyalitätsmustern. Gerade der Mangel an einheitlichen und verbindlichen nationalen Symbolen und Diskursen ist in Deutschland auffällig. Es stellt sich die Frage, was gerade vor dem britischen Hintergrund der gegenwärtige „Normalitätsdiskurs“ in Deutschland bedeutet.

Robert Evans, Oxford

Der ungarische Nationalismus im internationalen Vergleich

Bis ins 19. Jahrhundert hinein besaß Ungarn einen stark entwickelten Landespatritismus, der in ein gemeinsames territoriales Zugehörigkeitsgefühl fast alle Mitglieder der oberen, vom Adel dominierten Schichten einbezog. Die Nebenbereiche Kroatien und Siebenbürgen galten als untergeordnete Gebilde innerhalb des Ganzen. Somit gehörten die Länder der Stephanskronen zum Typ der ostmitteleuropäischen Adelsrepublik, und sie wiesen viele Ähnlichkeiten mit der polnisch-litauischen Rzeczpospolita auf. Auch zum anderen geschichtsträchtigen Königreich unter Habsburger Herrschaft, Böhmen, gab es Parallelen: in Ungarn fehlte jedoch auf der einen Seite die gelegentliche ethnische Zuspitzung des frühneuzeitlichen deutsch-tschechischen Verhältnisses, sowie auf der anderen der beträchtliche böhmische Anteil an einer österreichischen bzw. kaisertreuen Identität. In Ungarn wurde dagegen kulturelle und sogar religiöse Vielfalt oft als eher vorteilhafte Eigentümlichkeit des Landes aufgefaßt, während sich die Nationalsache weitgehend in Konfrontation mit Wien und den Habsburgern entwickelte.

Kurz vor 1800 begann in Ungarn das Phänomen des Nationalismus auf ethnischer Grundlage aufzukommen. Dieser schöpfte sowohl aus französischen als aus deutschen Vorbildern, entsprach aber im Grunde genommen den einheimischen Gegebenheiten. Als Gegenwehr gegen wirkliche oder vermeintliche Zentralisierungs- und Germanisierungsbestrebungen der österreichischen Regierung suchten die führenden Adelskreise ihre magyarische Sprache und Kultur auf den Rest der Bevölkerung auszudehnen. Dabei stießen sie auf Widerstand seitens der verschiedenen nichtmagyarischen Volksgruppen, die zusammengenommen die Mehrheit der Einwohner ausmachten. Während die Magyaren sich von der Idee einer westeuropäischen Staatsnation beflügeln ließen, um den schon bestehenden ungarischen Patriotismus für die Zwecke einer selbständigen bürgerlichen Gesellschaft zu instrumentalisieren (bezeichnenderweise war ihr eigener Sprachgebrauch sowieso unfähig, zwischen ‚magyarisch‘ und ‚ungarisch‘ zu unterscheiden), konnten ihre meist slawischen Gegner auf das Gedankengut der deutschen Romantik zurückgreifen (und fingen an, wie übrigens auch die Deutschen, die Wörter ‚magyarisch‘ und ‚ungarisch‘ unter Abwertung des ersten bewußt auseinanderzuhalten).

In den Revolutionsjahren 1848-49 brachten diese rivalisierenden Tendenzen den herkömmlichen ungarischen Staat vorübergehend zum Erliegen, als die Habsburger die anderen Nationalitäten gegen die neue liberale magyarische Landesregierung ausspielten. Vergleiche mit weiteren europäischen Varianten der Verflechtung Nationalismus/Liberalismus gegen die Jahrhundertmitte liegen auf der Hand. Später, als sich die Habsburger mit den Magyaren auf Kosten anderer Elemente aussöhnten, entstand die stabilere, aber immer noch befristete Lösung des Dualismus, wobei Ungarn gewissermaßen die Rolle eines Preußens innerhalb der Monarchie zukam. Dabei nahm der herrschende magyarische Nationalismus entsprechend gesteigerte, sogar ‚imperialistische‘ Formen an. Sein Erfolg spornte mittlerweile einen letzten zeitgenössischen Vergleich an, als der Gründer der Sinn-Fein-Bewegung darin eine ‚parallel for Ireland‘ erblickte. Dennoch war

der Zusammensturz des Magyarenreichs 1918 schon durch die Umstände der Entwicklung der dazugehörigen Nationalismen seit Anfang des 19. Jahrhunderts gleichsam vorprogrammiert.

Jiří Kořalka, Prag

Von der ständisch-territorialen Verfassung zur Nation. Nationsbildung und nationale Identität in der tschechischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts

Als unter dem Dach der böhmischen Krone zwei ständisch-territoriale „Nationen“ – eine böhmische und eine mährische – vereint waren, waren Konflikte meist nur situativer oder temporärer Natur, wenn auch ethnische Spannungen latent bereits spürbar waren. In beiden „Nationen“ dominierte zunächst das Tschechische, seit 1627 das Deutsche als ‚Staatssprache‘. Diese Verfassung überlebte auch in der Zeit des zentralistischen ‚deutschen‘ Absolutismus, der die böhmische Staatlichkeit fast gänzlich auflöste. In Gestalt einer ständisch-kirchlichen Allianz erwuchs dieser jedoch zunehmend eine ernstzunehmende Opposition.

Die neuzeitliche tschechische Nationalbewegung, eine Schöpfung des entstehenden Bürgertums, formierte sich teils parallel, teils unabhängig von dieser Opposition und verstand sich zunächst als eine unpolitische ‚Sprachnation‘. Tschechen, ursprünglich ein mehrheitlich bäuerliches und unterbürgerliches Volk mit einer dünnen bildungsbürgerlichen Oberschicht, verwandelten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts indes in eine moderne Industriegesellschaft, partiell bereits mit demokratischer Zielrichtung. Im permanenten Wettbewerb und in häufigen Auseinandersetzungen mit den Deutschböhmen, welche den Begriff der ‚Konfliktgemeinschaft‘ bereits den Zeitgenossen gerechtfertigt erscheinen ließen, wurde aus einer nichtstaatlichen ethnischen Gruppe allmählich eine „halbe Staatsnation“. Sie gewann zunächst in Böhmen, später auch in Mähren die Oberhand, ihre Vertreter besetzten seit 1880 regelmäßig Posten in der Wiener Bürokratie und beteiligten sich an Regierungskoalitionen, wenn auch nicht immer in gleichwertiger Position.

Diese spezifische soziopolitische Mittellage war typisch für die Identität der Tschechen an der Schwelle zum 20. Jahrhundert: Zum Teil verstanden sie sich als non-government group, zum Teil aber auch als government-group und damit, so das zeitgenössische Selbstbild, als „Staatsnation, der nur der eigene Staat fehlte.“

Andreas Renner, Bielefeld

Nationalismus und Diskurs: Zur Konstruktion nationaler Identität im Russländischen Zarenreich nach 1855

Das Zarenreich gilt gemeinhin als ein Gefängnis für unterworfenen Völker, das auch ohne die Oktoberrevolution an unauflösbaren Nationalitätenkonflikten zerbrochen wäre. Doch bewies das imperiale Erbe der Zaren schon nach 1891 eine erstaunliche Beständigkeit, so traf dies für die Zeit nach 1917 erst recht zu. Zwar hat die Romanov-Dynastie in ihren letzten Jahrzehnten versucht, ihr Riesenreich auch mit modernen Methoden einer nationalen Politik zusammenzuhalten. Zu einer systematischen Russifizierung in nationalstaatlicher Absicht war der Weg aber noch weit. Doch warum wurden selbst altertümliche Mauern, Gitter und Gräben, die alle Einwohner des Reiches zu Untertanen machten, schon von den Zeitgenossen als nationale Grenzen wahrgenommen?

Die veränderte Wahrnehmung zaristischer Politik lässt sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Damals stand das autokratische Regime nach dem verlorenen Krimkrieg vor drängenden Modernisierungsaufgaben, die mit den „Großen Reformen“ der 1860er Jahre

zumindest in Angriff genommen wurden. Der neue Kurs fiel mit einem Wandel der russischen Öffentlichkeit zusammen. Sie gewann an Breite und nutzte neue Medien wie Tageszeitungen und Vereine. Insbesondere die Presse schuf ein kritisches, gleichwohl loyales Diskussionsforum für die autokratischen Reformen und benutzte hierfür zunächst als impliziten Maßstab die Nation. Die versprach nach westeuropäischem Vorbild einerseits staatliche und gesellschaftliche Modernität, andererseits eine ethnisch-kulturelle Identität für eine Öffentlichkeit, die in einer rechtlichen Grauzone und ohne ständegesellschaftliche Tradition existierte.

Im polnischen Aufstand von 1863 verbanden sich beide Aspekte zu einer selbstbewußt geführten Diskussion, die vom Staat eine nationale Politik forderte. Der Diskursrahmen von Politik, der bislang zuverlässig von einem dynastisch-ständischen Reichspatriotismus bestimmt wurde, verschob sich und konnte leicht auf andere nationale Fragen angewandt werden. Damit begann die Öffentlichkeit im Namen der Nation, anstelle des Staates die Leitwerte der politischen Kultur zu bestimmen. Das zeigte sich schnell in einer emotional aufgeladenen Debatte über die Privilegien der deutschbaltischen Stände. Dem Gewinn an Selbstbewußtsein innerhalb dieser russischen Öffentlichkeit stand freilich die Ausgrenzung einer polnischen bzw. deutschen Öffentlichkeit gegenüber. Beide wandten sich vehement gegen den vermeintlich natürlichen Herrschaftsanspruch der russischen Nation und trugen so ihrerseits dazu bei, diese Nation für ein wachsendes Publikum medial erfahrbar zu machen. Die Macht des russischen Nationalismus war die Macht der Öffentlichkeit.

Diskussion

Die intensive Schlußdiskussion kann hier im einzelnen nicht nachgezeichnet werden, doch erschienen vor allem sechs Aspekte von besonderer Bedeutung, die im folgenden kurz skizziert werden sollen.

(1) Typologische Ost-West Interpretationen, zu denen im weiteren Sinne auch die historiographischen Paradigmen von „Pionier“ und „Nachzügler“ im britisch-deutschen Vergleich gehören, strukturieren zwar die Komplexität des untersuchten Phänomens, aber sie grenzen zahlreiche Aspekte aus und werden der Vielgestaltigkeit zumal des ostmittel- und osteuropäischen Raumes kaum gerecht. Solche Typologien sind vielmehr selbst auf ihre Zeitgebundenheit zu untersuchen.

(2) Gegenüber solchen Typologien wurde die analytische Qualität anderer Faktoren unterstrichen, etwa im Hinblick auf Geschlecht und Generation, aber auch die Kategorie einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in Ost und West, so etwa im Hinblick auf die Synchronie partizipatorischer und aggressiver Elemente innerhalb des Nationalismus.

(3) Hinsichtlich der Periodisierung fiel die Relevanz vormoderner Konzepte und Faktoren auf, so vor allem im Hinblick auf frühneuzeitliche Faktoren des Nationsbildungsprozesses, zum Beispiel die Stabilität der politisch-kulturellen Metropole Prag, der tschechische Landespatriotismus, der magyarische Adelsnationalismus in Ungarn, oder die von Linda Colley herausgearbeitete Sattelzeit britischer nationaler Identität durch die Kriegserfahrungen des 18. Jahrhunderts.

(4) Von besonderer Bedeutung erschien auch die Ebene des Vergleichs zwischen multiethnischen Reichen, vor allem in der Gegenüberstellung von Rußland, Habsburg und Großbritannien. Dabei zeigt sich, daß sich das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie sehr viel komplexer darstellt als es der überkommene Typus eines osteuropäischen Sezessionsnationalismus unterstellt. Ebenso wie im britischen Empire pochten auch die Nationalitäten des russischen Reiches mit Ausnahme der Polen nicht auf staatliche Unabhängigkeit, sondern strebten nationale Autonomie innerhalb eines multinationalen Großreichs an. Auch im Falle Deutschlands wirkte eine eigene Reichsidee unmittelbar auf das *nation-building* ein, wie der besondere Charakter der deutschen „staatenbündischen Föderation“ (Dieter Langewiesche) unterstreicht.

(5) Der ostmitteleuropäische Übergangsraum zeigt eine bemerkenswerte Vielfalt an staatspolitischen Alternativen, die in gängigen Typologien des Ost-West-Vergleichs ebenfalls zu kurz kommen, so etwa im Falle der Tschechen die mögliche Orientierung an Österreich, an Deutschland oder an einer slawischen Nationsidee. Die Vielfalt nachbarschaftlicher Gemengelage begrenzte in diesem Raum die Wirkungsmacht nationalisierender Nationalstaaten, wie das Beispiel Oberschlesien unterstreicht.

(6) Nationsdeutungen oszillierten sowohl zwischen Staat und Gesellschaft als auch innergesellschaftlich. Die Nation als Bezugsgröße und Legitimationsrahmen für kollektives Selbstverständnis, für Identität also, und für kollektives Handeln war keinesfalls eine monolithische, homogene oder uniforme Größe. Sie wurde vielmehr in einem Spannungsfeld konkurrierender Interessen aktualisiert und ergab sich erst aus einem ausgesprochenen Pluralismus konkurrierender Deutungen.

Die vorgestellten Leitfragen und Vergleichsfälle sollten zu einer Kritik gängiger Typologien anregen. Auf dieser Grundlage erscheint in Zukunft die Entwicklung neuer und systematischer Kategorien eines Ost-West-Vergleichs angebracht, die in weitergehender Perspektive zu einer genaueren Differenzbestimmung europäischer Nationalismen beitragen kann. Auch die bisherige wissenschaftliche Separierung ost- und ostmitteleuropäischer Entwicklungen läßt sich langfristig allein durch einen gesamteuropäischen Zugriff überwinden.